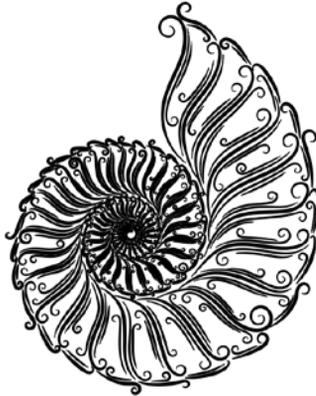


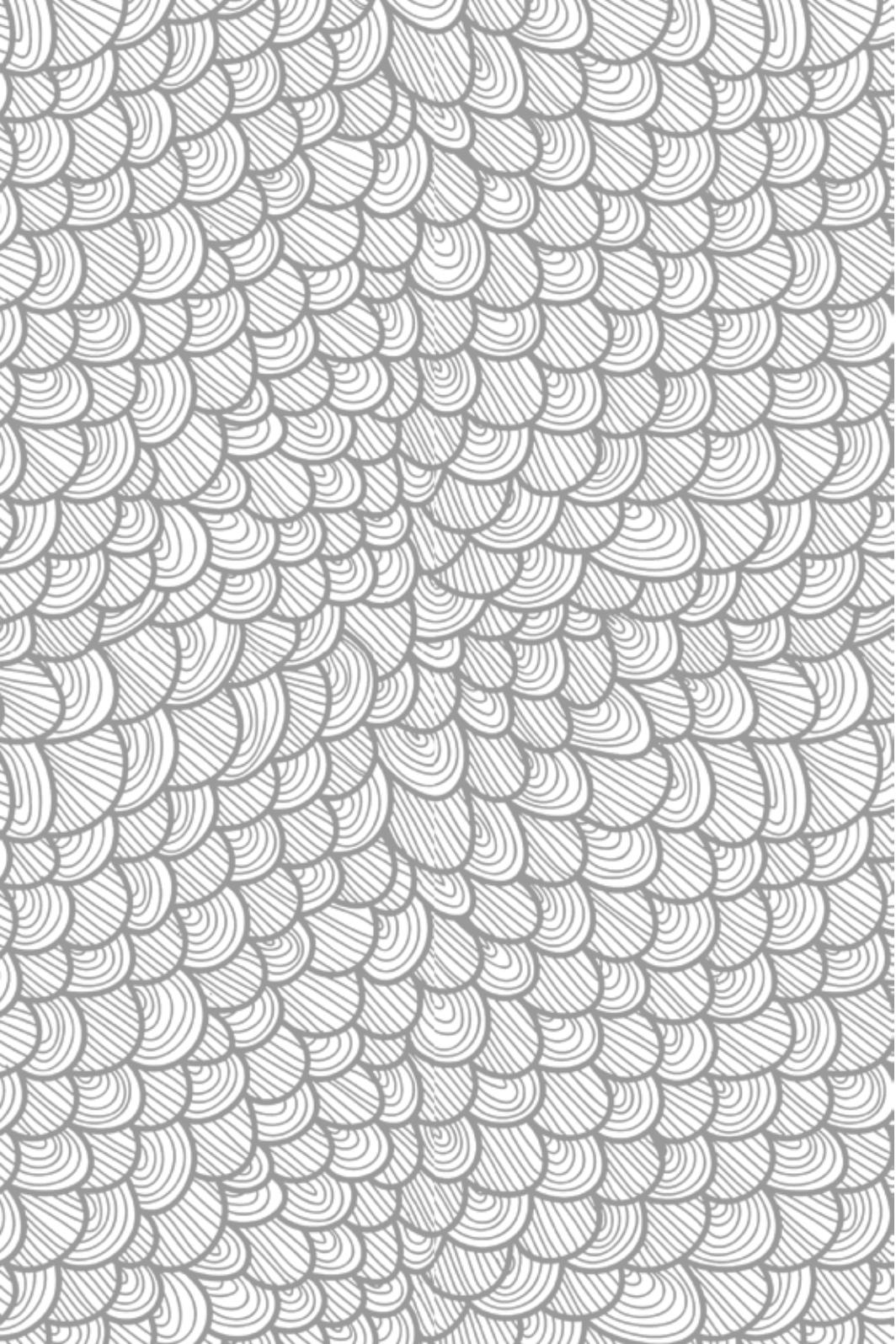
Anna Fleck

# MEERES *glühen*

Geheimnis in der Tiefe



COPPENRATH



## *Jetzt*

Ich stehe am Rand der Klippen und sehe hinaus auf das unruhige Meer. Der Himmel ist blassgrau, der Wind zerrt an meinen Haaren. Ein Sturm kommt auf. Der erste richtige Sturm seit Juni ... seit dem Tag, als Aris fast gestorben wäre und meine Welt eine andere geworden ist.

Ich streiche über die goldgestreifte Muschel in meiner Hand, fahre über das feine Perlmutter und die rauen Kanten. In Gedanken wiederhole ich Aris' Botschaft, sein Versprechen: *»Wir werden uns wiedersehen.«*

# *Kapitel 1*

Cornwall, auf dich kann man sich echt verlassen! Verspürt jemand den Wunsch nach eiskaltem Wind und Starkregen an einem Tag, der in Berlin als sonniger Frühsommernachmittag begonnen hat? Kein Problem: Man fliegt einfach nach Gatwick, steigt ein paar Mal um, erst in Züge, dann in Busse – ta-daa: Schon hat man Nässe und Kälte. Aber auch die umwerfende Aussicht auf den schiefergrauen, von weißer Gischt gekrönten Atlantik, der aufgewühlt durch den Sturm an Strand und Klippen kracht ...

Ich zog meinen 50-Pence-Regenponcho etwas fester um mich und meinen Wanderrucksack und versuchte, noch ein bisschen schneller die lange, unregelmäßig gepflasterte Hauptstraße von Greycove hinaufzugehen. Hier und da warfen mir die Ladenbesitzer mitleidige Blicke durch ihre regennassen Schaufenster zu. Einige der Gesichter kannte ich und winkte fröhlich. Jawohl, die kleine Ella Keane aus Deutschland war wieder da! Wenigstens daran erkannte man, dass der Sommer kam.

Ein Windstoß traf mich schräg von vorn und drückte mich gegen eins der malerischen grauen Fischerhäuser, denen Greycove seinen Namen verdankt. Von der Fischerei lebte hier allerdings seit Jahren kaum noch jemand. Na ja, die Einwohner

dieses Dörfchens waren schon immer eher Strandräuber und Schmuggler gewesen als brave Fischer oder Minenarbeiter. Hatte zumindest meine Granny gern gescherzt.

Beim Gedanken an Granny Rose verschwand meine Fröhlichkeit. Sie war hier aufgewachsen, gehörte zum Örtchen wie die Seeluft und das Möwengeschrei und ich hatte sie fast jeden Sommer mit meiner Mutter besucht. Doch vor zwei Jahren war sie gestorben – und statt ihres ansteckenden Lachens und ihrer großartigen Rosinenscones wartete nur noch ihr kleines Cottage mit dem verwilderten Gärtchen auf mich. Ich seufzte, wischte mir die Regentropfen aus dem Gesicht und stopfte ein paar verirrte blonde Ponyfransen zurück unter die Kapuze. Nicht zum ersten Mal gratulierte ich mir zu dem praktischen Kurzhaarschnitt. *Hey, wo kein Styling ist, kann auch keins ruiniert werden!*

Ich stieß mich von der rauen Hauswand ab und marschierte weiter. Nach wenigen Minuten erreichte ich das kleine geduckte Häuschen mit der weißen Tür, von der die Farbe abblätterte. Einer meiner Jobs diesen Sommer, eindeutig.

Gerade wühlte ich in den Hosentaschen meiner nassen Jeans nach dem Schlüssel, da klingelte mein Handy. Unbekannte Nummer. Ich ging trotzdem ran, doch bevor ich etwas sagen konnte, überfiel mich die Stimme meiner Mutter mit einem ganzen Wortschwall.

»Ella? Leg nicht auf, ich bin es! Das ist das Handy von Lars, kannst gleich die Nummer speichern. Auf meins hab ich versehentlich den Defi gestellt und jetzt macht es keinen Mucks mehr, aber ich hab eh nur Empfang, wenn ich aufs Dach der Klinik gehe ...«

»Ganz langsam, Mama!« Ich versuchte, sie zu bremsen und gleichzeitig die Tür aufzuschließen. Sie klemmte, wie immer

bei Feuchtigkeit. Also die Tür, nicht meine Mutter. »Bist du etwa immer noch in Afghanistan?«, fragte ich. »Wer ist Lars?«

»Es tut mir so leid, Mäuschen, ich kann erst nächste Woche nach Greycove kommen, die machen uns hier Ärger wegen der Sicherheitslage. Aber keine Sorge, es ist wirklich alles ruhig und Lars fährt mich dann mit dem Jeep nach Kabul ...«

»Nett von ihm. Wer ist Lars?«

Okay, das Schloss war offen. Die Tür nicht. Ich versuchte, den rutschigen Knauf in den Griff zu bekommen und fest gegen die Tür zu drücken, wobei mir die Kapuze herunterrutschte. Der Regen nutzte die günstige Gelegenheit, mir in den Kragen und den Rücken hinunterzulaufen. *Uäh ...*

»Du bist nicht böse, oder? Ich schaffe es bestimmt nächste Woche, spätestens übernächste, und dann machen wir es uns richtig schön, ja?«

»Ich bin nicht böse. Wer ist Lars?«

»Ich muss Schluss machen, die brauchen mich gleich wieder im OP! Hab dich lieb!«

»Mama?!«

Weg war sie. Ich starrte auf mein Handy. Das leuchtete noch einmal schwach auf und wurde dann schwarz. Ich brauchte echt ein neues, der Akku hielt überhaupt nicht mehr.

»Wer ist Lars?!«, fragte ich die weiße Tür vor mir. Doch die blieb stumm und geschlossen.

Das war mal wieder typisch meine Mutter! Mit der einen Hand die Welt retten und mit der anderen Chaos verbreiten. So war sie, seit ich denken konnte. Mein Vater musste ein sehr entspannter Mann gewesen sein. Leider konnte ich mich nicht an ihn erinnern – er starb, als ich noch ganz klein war. Krebs, natürlich. Stirbt überhaupt noch jemand an etwas anderem? Okay, dazu hatte meine Mutter sicher eine eigene Meinung. Schließ-

lich nahm sie sich seit Jahren regelmäßig ein paar Wochen im Jahr frei, um statt ihrer berechenbaren Stelle als Chirurgin im Berliner Westend-Krankenhaus für *Ärzte ohne Grenzen* durch die Weltgeschichte zu hüpfen. So hatte sie, das Kreuzberger Urgestein Sophie Herrmann, auch den Briten Scott Keane kennengelernt. Und so war es ziemlich schnell zu der kleinen Ella Keane gekommen, die zwar in Berlin wohnte und dort auch nächstes Jahr ihr Abi machen würde – Daumen drücken für die Deutschnote! –, aber einen Sommer nach dem nächsten in Cornwall aufgewachsen war. Und die deshalb nun einen schönen, extralangen Mutter-Tochter-Urlaub geplant hatte, bevor der ganze Prüfungsstress losging. Dass Mama mal wieder nicht pünktlich sein würde, hatte ich, ehrlich gesagt, schon eingerechnet. Dass die Verspätung allerdings mit einem Männernamen zu tun hatte, den ich bisher noch nie von ihr gehört hatte, machte mich schon etwas stutzig.

*Komm wieder runter, redete mir meine innere Stimme gut zu, vermutlich ist es bloß ein Kollege. Und selbst wenn nicht, die Frau hat sich seit Dads Tod nur um dich und ihre Arbeit gekümmert. Da hat sie doch wohl ein Anrecht auf ein bisschen Spaß, oder?*

In diesem Moment raste ein grauhaariges Ungetüm um die Ecke und stürzte sich auf mich. Ich ging zu Boden, mitten hinein in eine matschige Pfütze.

»Snowflake! Kommst du her! Ach, du bist das, Ella ...«

Hinter dem Monster, das mir verrückt vor Freude seine dreckigen Pfoten in den Bauch drückte, erkannte ich das Gesicht von Mrs. Kemp, der Nachbarin. Sie war gut mit meiner Granny befreundet gewesen und kümmerte sich seit deren Tod um das Cottage, wenn Mama und ich nicht da waren. Worum sie sich noch kümmerte, war Snowflake – ein riesiger, spindeldürrer

irischer Wolfshund mit zottigem grauem Fell, der Granny gehört hatte, aber eigentlich so etwas wie das Dorfmaskottchen war. Eine Seele von Hund, auch wenn er auf manche Leute einschüchternd wirkte. Mich konnte er schon immer besonders gut riechen.

Eingeklemmt zwischen meinem Rucksack unter mir und dem enthusiastisch hechelnden Riesenzottel über mir winkte ich Hilfe suchend. Mrs. Kemp hatte jedoch bereits entschieden, dass alles seine Ordnung hatte. Die kleine Ella war da, somit lagen Hund und Cottage für die nächsten Wochen nicht mehr in ihrer Verantwortung. Und es war *wirklich* unangenehm nass und windig hier draußen, nicht wahr? Sie winkte also einfach herzlich zurück, rief noch etwas von Hundefutter und Auflauf und eilte dann zurück in ihr warmes, trockenes Häuschen.

Ich kämpfte mich von Snowflake frei, kam auf die Beine und verpasste der Eingangstür einen beherzten Tritt. Noch mehr Farbe platzte ab, aber die Tür sprang auf.

*Na bitte, geht doch.*



Eine Stunde später war die Welt wieder in Ordnung. Zumindest für jemanden wie mich, der eher mit der Unordnung vertraut ist. Ich hatte geduscht, trockene Sachen aus meinem Rucksack gewählt und mir Mrs. Kemps Auflauf im Backofen heiß gemacht. Snowflake hatte fast den halben Sack Trockenfutter verputzt, lag nun zu meinen Füßen und verbreitete den unverkennbaren Geruch von nassem Hundefell. Draußen riss der Himmel auf und ein Sonnenstrahl fiel durch das Küchenfenster herein. Eine Möwe schrie. Snowflake hob den Kopf und sah mich aus seinen dunklen Augen erwartungsvoll an.

Ich zwinkerte ihm zu. »Geht gleich los.«

Er verstand natürlich genau, sprang auf und rannte glücklich bellend in Richtung Hintertür. Ich schnappte mir mein Handy und meinen guten Anorak – den ich ganz unten in meinen Rucksack gepackt hatte, in der irrigen Annahme, ihn vorerst nicht zu brauchen, weshalb ich mir am Busbahnhof dann den geschmackvollen 50-Pence-Regenponcho besorgen musste. Es war Zeit für mein Greycove-Ritual: eine schöne lange Wanderung entlang der Steilküste bis zu meinem Lieblingsstrand, gemeinsam mit meinem großen, dummen Lieblingshund.

Hinter dem Cottage empfing mich eine neue Welt. Der Wind hatte den Regen vertrieben und jagte nur noch verspielt ein paar Wolkenfetzen über den strahlend blauen Himmel. Die Sonne beschien die sturmzerzauste Graslandschaft, die sich vor mir bis zum Rand der Steilküste ausbreitete. Die Luft jedoch war immer noch empfindlich kühl, untypisch für Cornwall im Juni. Gut gelaunt stapfte ich den Trampelpfad entlang, der wahrscheinlich außer von mir nur von Kaninchen genutzt wurde. Snowflake rannte in weiten Kreisen um mich herum und versuchte vergeblich, nach den Möwen zu schnappen. Die sahen ihn natürlich lange vorher kommen, stießen sich lässig vom Boden ab und segelten mühelos auf der nächsten Windböe davon.

Ich atmete tief ein. Zwar wohnten wir seit Jahren in Berlin, der Heimatstadt meiner Mutter, wo ich auch den größten Teil meiner Schulzeit verbracht hatte – aber richtig zu Hause fühlte ich mich eigentlich nur hier. Ich erreichte einen halbherzig asphaltierten Feldweg, der an den Klippen entlangführte und an einer Stelle sogar gefährlich nah an den Abgrund heranreichte. Tatsächlich hatte man in Greycove in den letzten Jahren immer mal wieder darüber nachgedacht, den Weg zu verlegen, wegen

der Absturzgefahr. Aber da er eigentlich nur genutzt wurde, wenn die Dorfjugend zum Surfen oder Grillen in die darunter liegende Bucht wollte, war nie etwas daraus geworden. Die Leute von hier wussten schließlich, an welchen Stellen man Abstand halten musste.

*Umso besser, dachte ich zufrieden. So kommen nicht mehr Besucher in mein Revier als unbedingt nötig.*

Vorsichtig trat ich an die Felskante und warf einen kurzen Blick hinunter: hier und da abgesackte Erde, aber nichts, was besonders dramatisch wirkte. Alles cool. Die Bucht lag unter mir und der schmale Strand leuchtete mir einladend entgegen. Baden war natürlich nicht drin, das Meer wirkte noch viel zu aufgewühlt. Ich sah zu, wie die Brandung an eine Reihe flacher Felsen schlug, die die »King's Steps« genannt wurden. Der Legende nach hatte König Artus an dieser Stelle mal ein Schiff besteigen wollen, woraufhin die Felsen wie von Zauberhand aus dem Wasser aufgetaucht waren, damit sich der Gute nicht die herrschaftlichen Füße nass machte ...

Auf der anderen Seite der Bucht lag, außer Sichtweite, ein einsames Cottage: die Frühstückspension der Schwestern Hildy und Helen Bernhardt. Die beiden alten Damen galten im Dorf als etwas versponnen und zahlende Gäste konnten sie eher selten begrüßen – Greycove lag einfach zu abgeschieden. Aber jedes Kind, das nach dem Spielen am Strand in ihren Garten hereinschneite, hatte die sichere Aussicht auf ein Glas Limonade und manchmal auch eine spannende Abenteuergeschichte. Zwar war ich längst kein kleines Mädchen mehr, aber ich besuchte sie trotzdem jeden Sommer. Ich nahm mir vor, gleich heute bei ihnen vorbeizuschauen.

Erst einmal aber zog es mich hinunter ans Wasser. Wer weiß, vielleicht hatte der Sturm interessantes Treibgut angespült?

»Strandräuber« war immer das liebste Spiel meiner englischen Sandkastenfreunde Lisa und Kenneth gewesen – und daher natürlich auch meins.

Plötzlich machte es *Ping* und in meinem Handy poppte eine Nachricht auf: »Hey, Baby, alles klar? Wie wär's mal wieder mit 'nem Drink oder so? Diesen Sa? 😊«

Ich sah ungläubig auf das Display.

*Echt jetzt?*

Die Nachricht war von Luca – oder vielmehr von »Luca, dem Mistkerl«, wie er bei meinen Berliner Freundinnen nur noch hieß, seit er mich letztes Jahr kurz vor Weihnachten abserviert hatte. Weil er sich noch nicht »reif genug für eine Beziehung« gefühlt hatte. Ha. Er war aber reif genug gewesen, schon am nächsten Tag mit der hohlen Céline aus der Parallelklasse rumzumachen. Vermutlich hatte sich das sogar schon länger angebahnt, aber ich war einfach zu verknallt gewesen, um irgendwas zu checken. Na ja, ein Gutes hatte die Aktion immerhin: Denn als ich davon erfuhr, war ich so sauer geworden, dass mein Liebeskummer mit einem Schlag verschwunden war. Im Nachhinein ärgerte ich mich nur, dass ich ausgerechnet an diesen Idioten mein erstes Mal verschwendet hatte. Tja.

*Was lernen wir daraus?*, dachte ich seufzend. *Manche Prinzen sind eben einfach nur Frösche.*

*Vielleicht küssen manche Prinzessinnen auch einfach nicht so gut, wie sie glauben*, kicherte es frech in meinem Kopf.

Ich streckte mir selbst die Zunge heraus. Also echt, manchmal fragte ich mich, auf wessen Seite meine innere Stimme eigentlich stand.

Ich warf noch einen Blick auf die Nachricht. Erst wollte ich etwas schön Fieses zurückschreiben, leider fiel mir nichts Richtiges ein. Und auf einmal merkte ich, dass mir das Ganze – und

vor allem Luca – mittlerweile komplett egal war. In diesem Moment schnaufte mein Handy den letzten Funken Energie aus und schaltete ab. Akku alle, schon wieder. Aber auch: Thema erledigt. Zufrieden grinsend steckte ich das Teil weg. Dann pfiﬀ ich nach Snowflake, der begeistert vom Strand unten zurückbellte und ansonsten kein bisschen gehorchte. Lachend rannte ich den steilen Pfad hinab, immer auf der Hut vor losen Steinen und heimtückischen Wurzeln.

Endlich stand ich in der kleinen Bucht. Der Sand leuchtete fast weiß im Sonnenlicht. Er war bedeckt von Algenfetzen, Treibholz ... und leider auch einer ganzen Menge Dosen, Flaschen und zerfetzten Plastiktüten. Das weniger romantische Strandgut. Ich sah keine Fußspuren außer den mächtigen Pfo-tenabdrücken von Snowflake, der immer noch hoffnungsvoll den Möwen nachjagte. In einiger Entfernung schmiegte sich ein kleiner, grob gezimmerter Verschlag an die Steilwand: Stewarts Bootsschuppen. Er wirkte nicht beschädigt – bis dahin war die Sturmflut letzte Nacht also nicht gekommen. Vor mir allerdings krachten die Wellen immer noch mit Wucht ans Ufer. Wo sie die zerklüfteten Felsen trafen, spritzte die Gischt hoch und wurde vom Wind durch die Luft gewirbelt. Das Wasser, bei ruhiger See fast türkisblau, war jetzt von dunklem, undurchdringlichem Grau. Gedankenverloren folgte ich mit den Augen einer Möwe, die Snowflake aufgescheucht hatte. Sie schwebte dicht über den Wellen, als ob sie in dem aufgewühlten Wasser einen Landeplatz suchte.

Und dann sah ich ihn.

Es war ein Surfer, der die dämliche Idee gehabt hatte, an so einem Tag mit seinem Brett hinauszupaddeln, um nach der richtigen Welle zu suchen. Stattdessen hatte er wohl mehr als genug von den falschen gefunden. Ich sprang auf einen der Fel-

sen am Strand, um besser sehen zu können. War er in Schwierigkeiten? Verdammt, es sah ganz so aus. Die Wellen rissen das Brett unkontrolliert hin und her, der bäuchlings darauf liegende Körper schien sich kaum zu bewegen.

»Hey!«, brüllte ich gegen den Wind an. »Alles in Ordnung bei dir?«

Snowflake kam bellend heran und sprang an meinem Felsen hoch, doch ich ignorierte ihn. Hatte der Kerl auf dem Brett reagiert? Ich konnte es nicht erkennen. Panik bohrte sich in meinen Magen und meine Gedanken stürzten durcheinander. Schließlich konnten die Strömungen in der Bucht schon an ruhigen Tagen zur tödlichen Gefahr werden. Das Brett verschwand unter einem gewaltigen Brecher ... und tauchte leer wieder auf. Nein, mit der Unterseite nach oben. Dann, Gott sei Dank, drehte es sich und der Surfer war wieder über der Wasseroberfläche, regte sich jedoch nicht mehr. Nichts war in Ordnung.

Ich zerrte mein Handy aus der Jackentasche. Verdammt, kein Lebenszeichen, die letzte Nachricht hatte es erledigt.

*Mach doch was, Ella!* schrie meine innere Stimme. *Bei der nächsten Welle kommt er vielleicht nicht wieder hoch!*

Ich tat das Dummste, was ich tun konnte.

Ich tat das Einzige, was ich tun konnte.

Ich riss mir Anorak und Schuhe herunter und rannte ins Wasser.

## *Kapitel 2*

Schon die erste Welle fegte mich fast von den Füßen und tränkte mich mit eiskaltem Salzwasser. Ich schnappte nach Luft, rammte meine Füße in den sandigen Untergrund und stemmte mich gegen den Druck des Wassers. Noch konnte ich stehen, das war gut. Schritt für Schritt kämpfte ich mich voran. Um mich herum sprühte die Gischt und nahm mir die Sicht, aber als erneut eine Welle anbrandete und etwa auf meiner Höhe brach, sah ich mein Ziel wieder: Der Surfer war weiter in Richtung Ufer getrieben und klammerte sich verzweifelt an sein Brett. Oder hing er irgendwie darauf fest?

»Hey! Hierher!«, brüllte ich ihm zu und bereute es sofort, denn ich bekam einen Schwall Meerwasser in den Mund. Hustend und spuckend versuchte ich weiterzukommen, aber jetzt wurde es langsam tiefer. Ich spürte, wie die Unterströmung an meinen Beinen riss.

*Das schaffst du nicht*, warnte meine innere Stimme. *Du musst zurück, sofort, oder sie fischen nachher zwei Leichen aus dem Meer!*

*Ein Versuch noch!*, schrie ich ihr zu.

Ich stieß mich vom Boden ab. Ein Schwimmzug, zwei, drei. Die Gischt machte mich halb blind. Vier, fünf. Plötzlich vor mir: eine graue Wand. Ein enormer Brecher, der sich immer höher

auftürmte. Aber auch der Surfer, der mitsamt seinem Brett emporgerissen und auf mich zugetrieben wurde, näher, näher ... Die Welle brach mit ungeheurer Wucht direkt über mir. Ich hatte gerade noch Zeit zum Luftholen, da wurde ich auch schon unter Wasser gedrückt und herumgewirbelt. Wild ruderte ich mit den Armen – und bekam etwas zu fassen: die Leine des Surfbretts. Das war vermutlich meine Rettung, denn das Brett hatte einen fantastischen Auftrieb. Im nächsten Moment durchstießen wir die Wasseroberfläche und ich rang keuchend nach Atem. Ein kurzer Blick auf den Surfer genügte mir – nein, er bewegte sich wirklich nicht mehr. Panik erfasste mich.

*Beeil dich, Ella!*

Ich krallte mich an das Heck des Bretts und schlug mit den Beinen, so kräftig, wie ich nur konnte. Tatsächlich, das Ufer kam langsam näher, auch wenn uns jede Welle erneut ein Stück zurückzog. Gott sei Dank war Flut, auflaufendes Wasser, wie mein langsam wieder einsetzender Verstand nun registrierte. Sonst hätte ich keine Chance gehabt. Schließlich fühlte ich Boden unter den Füßen; das Brett im Schlepptau, taumelte ich durch das hüfthohe Wasser dem Strand entgegen.

Dort begrüßte mich ein grauer, nasser Schatten und rammte meine Beine, sodass ich fast das Gleichgewicht verlor.

»Snowflake, du blödes Vieh!«, schrie ich. »Zurück ans Ufer, aber sofort! Du kannst mir nicht helfen!«

Nicht zu fassen. Sonst wasserscheu wie eine Katze, aber wenn man es gar nicht gebrauchen konnte ... Zum Glück gehorchte er und preschte mir voraus, offenbar beruhigt, dass sein Frauchen heil zurückgekommen war. Ich zog das Brett mit seinem Passagier so weit aus der Brandung, wie es mir mit meinen zitternden Beinen möglich war, dann sackte ich erst einmal zusammen.

Aber mein Wunderhund ließ mir keine Ruhe, knuffte mich, jaulte und bellte, so aufgereggt und froh war er.

»Ab, Snowflake!« Ich schob ihn mühsam von mir und stemmte mich auf die Knie. Was war mit dem Surfer? Lebte er noch? Reglos lag er auf seinem Brett. Hektisch versuchte ich ihn herunterzuzerren, bis ich bemerkte, dass er daran festgeschnallt war. Wie sollte man denn so surfen? Egal. Irgendwie befreite ich ihn von den Gurten und drehte ihn auf den Rücken.

Es war ein junger Typ in meinem Alter. Schwarze, kurze Haare umrahmten sein Gesicht. Ein Gesicht mit auffallend schönen männlichen Zügen – aber totenblass. Ein Schauer durchfuhr mich. Hatte ich es nicht rechtzeitig geschafft? Fieberhaft tastete ich nach seinem Puls, erst am Hals, dann am Handgelenk, aber meine Finger zitterten, und seine Haut war so kalt, dass ich keinen klaren Eindruck bekam. Kurz entschlossen riss ich sein Hemd auf – ein dunkler Stoff, ganz sicher kein Neopren – und presste mein Ohr auf seine Brust.

*Super, Ella, wirklich professionell, von wegen Arztochter!,*  
nörgelte es in meinem Kopf.

Ich schloss die Augen. Es gelang mir, Wellenrauschen, das Pfeifen des Windes und Snowflakes Gehechel auszublenden. Und dann hörte ich ihn: seinen Herzschlag. Schwach, aber stetig. Erleichtert setzte ich mich auf. Und bemerkte etwas Seltsames: ein schwaches goldenes Glühen auf der nassen Brust des Surfers. Hatten sich dort Leuchtalgen oder so etwas verfangen? Ich wischte mit der Hand über seine Haut, das Glühen blieb. Aber viel wichtiger war ja: Atmete er noch? Keine Chance, das auf die Schnelle und bei Wind zweifelsfrei festzustellen. Mund-zu-Mund konnte nicht falsch sein, oder?

*Los jetzt, feuerte mich meine innere Stimme an. Du kannst das, Mama hat's dir gezeigt.*

Ich hielt dem Typen also die Nase zu, öffnete seinen Mund, presste meine Lippen auf seine und atmete tief aus. Verdammst, war das richtig so? Wenn ich es nun vermasselte? Unsicher hob ich den Kopf – und bekam einen Schwall Salzwasser ins Gesicht. Mein Beatmungsoffer hustete und spuckte krampfhaft. Gerade noch rechtzeitig wälzte ich ihn auf die Seite, bevor er den halben Ozean erbrach.

Er keuchte und würgte eine gefühlte Ewigkeit, dann folgte ein tiefer, zitternder Atemzug. Eine Weile hockte ich einfach nur neben ihm. Ich fühlte mich vollkommen erschlagen. Das Adrenalin ließ nach, und ich begann, heftig zu frieren. Jetzt erst merkte ich, wie kalt das Wasser gewesen war, wie stark der Wind piff und wie wenig Wärme meinem Körper in den durchnässten Sachen blieb. Wenn schon mir die Unterkühlung drohte, war es für den Geretteten ganz sicher lebensbedrohlich. Wir brauchten Hilfe. Und zwar schnell.

Ich kam taumelnd auf die Füße und blickte um mich. Noch immer trieb sich keine Menschenseele in der Bucht herum. Mein Handy blieb natürlich auch tot. Und Snowflake hatte so gar nichts von einem Rettungshund an sich. Das nächstgelegene Haus mit Telefon war das der Bernhardts, aber es würde eine Ewigkeit dauern, bis ein Rettungswagen die Bucht erreichte. Runter zum Strand konnte er sowieso nicht fahren, der Weg war zu schmal. Was sollte ich nur tun? Der Surfer musste ins Warme, so schnell wie möglich. Dann fiel mein Blick auf Stewarts alten Bootsschuppen. Und ich hatte die rettende Idee.

Na ja, vor allem hatte ich unverschämtes Glück. Denn im Sommer bewahrten die Wassersport-Fans aus dem Dorf ihre Surfbretter und Kajaks in dem Schuppen auf. Zu dieser Ausrüstung gehörte auch ein selbst gebauter Karren, mit dem der ganze Kram am Ende der Saison wieder abtransportiert wur-

de – eigentlich kaum mehr als ein Brett mit Rädern. Der perfekte Krankentransporter.

Mittlerweile hatte die Haut des Surfers einen bläulichen Ton angenommen, der mir wirklich Angst machte. Eilig streifte ich ihm meinen trockenen Anorak über und hievte ihn auf den Wagen. Und dann schob und zerrte ich mit aller Kraft, die mir noch blieb. Das schwierigste Stück war der Anfang, durch den Sand. Dachte ich. Dann kam der steile Weg die Klippen hinauf – und der hatte es echt in sich. Ein paar Mal verlor ich den Halt, rutschte mit den Füßen weg und konnte gerade noch verhindern, dass mir der Karren aus den Händen glitt. Jedenfalls war mir ganz schnell nicht mehr kalt. Snowflake rannte laut bellend um uns herum, als ob er mich anfeuern wollte. Endlich hatte ich die Kuppe erreicht, ab jetzt war der Weg zum Glück eben, sogar leicht abschüssig. Und das Haus der Bernhardts lag schon in Sichtweite.

»Miss Bernhardt! Miss Bernhardt!« Mein Geschrei scheuchte die zwei alten Damen auf, die gerade friedlich im Vorgarten ihre Rosen beschnitten.

»Du meine Güte!«, rief Hildy, die jüngere, und rückte ihre Brille zurecht. »Ist das nicht die kleine Ella?«

Beinahe hätte ich gelacht, schließlich überragte ich die Schwestern inzwischen um einen ganzen Kopf. Aber die beiden begriffen sofort die Lage und verloren keine Sekunde.

»Schnell ins Haus, setz den Kessel auf, wir brauchen heißes Wasser!«, kommandierte Helen, die ältere Schwester. »Und dann ruf den Notarzt!«

»Wird gemacht!« Ohne nachzufragen, ließ Hildy die Rosenschere fallen und verschwand im Haus.

Helen zog rasch die Handschuhe aus und öffnete das Gartentor. »Ein Badeunfall, was? Aber noch am Leben?«

Völlig außer Atem nickte ich.

»Dann los, Mädchen, nichts wie ins Haus mit ihm. Der Ärmste ist ja ganz blau vor Kälte! Einen Moment ...« Mit sicherem Griff tastete sie Beine, Arme und Brustkorb des Bewusstlosen ab. »Scheint nichts gebrochen zu sein. Na komm, ich fasse mit an!«

Mühsam schafften wir ihn vom Karren ins Haus.

»Nach oben, ins Gästezimmer! Hier unten haben wir kein Bett!«, befahl Helen.

Die enge Treppe zogen wir den armen Kerl eher hinauf, als dass wir ihn trugen. Noch ein paar Schritte durch den schmalen Flur, dann hatten wir das Gästezimmer erreicht und legten ihn aufs Bett. Hastig zerrten wir ihm den Anorak und das zerrissene, lange Hemd vom Körper.

Dann zögerte ich. Schließlich hatte ich noch *nie* einem fremden Mann die Hosen ausgezogen – ob bewusstlos oder nicht.

»Na, was hast du denn, Herzchen?« Die alte Dame blickte mich fragend über den Rand ihrer Nickelbrille an. Dann verstand sie, was los war, und schnalzte tadelnd mit der Zunge. »Das ist doch jetzt wohl zweitrangig, oder?«

Oh Mann, natürlich hatte sie recht. Also zogen wir ihm auch noch die Hose aus, so schnell das eben mit dem nassen Stoff ging. Wobei, eine normale Hose war es gar nicht, sondern irgendein weit geschnittenes, an der Hüfte und den Knöcheln geschnürtes Teil. Er trug auch keine Unterhose im eigentlichen Sinne, eher so etwas wie einen Lendenschurz. Hatte ich schon wieder einen dieser Hipster-Trends verpasst?

Zum Glück war Helen vollkommen beherrscht bei der Sache. Zum Abschluss zauberte sie aus dem schmalen Wandschrank mehrere Decken hervor, in die wir den Bewusstlosen einhüllten.

»Hildy! Was machen die Wärmflaschen? Und wo haben wir das Fieberthermometer?«

»Gleich da!«, schallte es von unten zurück. »Ich hänge beim Notruf noch in der Warteschleife!«

»Wie? Na, das wollen wir doch mal sehen!« Helen Bernhardt drehte sich zu mir, strich energisch ihre Strickjacke zurecht und warf mir einen strengen Blick zu. »Und du, Kleine, ab unter die Dusche! Keine Widerrede!«

Ich hatte keine Widerrede.



Zwei Minuten später stand ich hinter einem mit Rosenblüten bedruckten Duschvorhang und ließ heißes Wasser über meinen Körper laufen. So lange, bis das Kältezittern aufhörte, das Schockzittern anfang und die Tränen kamen. Die Knie wurden mir weich, ich sank in der Wanne zu Boden und heulte mir den Schreck und die Anspannung der letzten Stunde aus dem Leib.

Dann war der Boiler leer. Ich bekam einen Schwall kaltes Wasser ab, der mich aufkreischen ließ und wieder auf die Beine brachte. Ein letztes Mal schniefte ich, atmete tief durch und machte mich ans Abtrocknen. Es klopfte an der Badezimmertür.

»Wenn du so weit bist, Liebes, kannst du das hier erst einmal überziehen«, hörte ich die ältere Bernhardt-Schwester sagen. »Hat Hildy in Hongkong gekauft. Keine Ahnung, was das wieder sollte, wurde noch nie getragen ...«

Durch den Türspalt reichte sie mir eine Art Morgenmantel, ein unglaubliches Teil in Dunkelblau und Gold mit aufwendiger Drachenstickerei. Wow. Aber da meine eigenen Klamotten in einem kalten, salzigen Klumpen auf dem Fliesenboden lagen, warf ich mir den Bruce-Lee-Fummel dankbar über. Als ich

das Badezimmer verließ, war weder von der einen noch von der anderen Miss Bernhardt etwas zu sehen, doch ich hörte ihre Stimmen im Erdgeschoss. Sie kämpften immer noch mit der Notruf-Warteschleife. Ich tappte den Flur entlang zum Gästezimmer, um nach dem Surfer zu sehen. Vorsichtig öffnete ich die Tür und trat ein.

Er lag noch so da, wie ich ihn verlassen hatte. Regungslos, tief versunken unter einem Berg pastellfarbener Decken und Quilts, den Kopf auf ein Kissen mit Veilchenaufdruck gebettet. Nein, etwas war anders: Zwar sah er noch fahl im Gesicht aus, aber es war nicht mehr diese halb erfrorene bläuliche Blässe, die mich vorhin so erschreckt hatte. Sein Atem ging gleichmäßig und ruhig. Entweder verfügte er über eine bemerkenswerte Konstitution – oder die Bernhardts hatten ganze Arbeit mit ihren Wärmflaschen geleistet. Vermutlich beides.

Leise trat ich an das Bett heran und setzte mich vorsichtig auf die Kante. Mein erster Eindruck hatte mich nicht getrogen: Er musste wirklich ungefähr mein Alter haben. Ich sah in ein ausdrucksvolles Gesicht mit einer geraden Nase und starken Wangenknochen. Mit dem dunklen, leicht gewellten kurzen Haar erinnerte es mich an die Büsten römischer Herrscher, die ich letztes Jahr in einer Berliner Ausstellung gesehen hatte. Kam der Unbekannte vielleicht aus Italien? Seine Lippen waren schmal, aber schön geschwungen.

*Der kann bestimmt gut küssen*, schoss es mir durch den Kopf.

*Whoa, Ella, reiß dich zusammen!* Meine innere Stimme verpasste mir einen Tritt in den Hintern. *Mädchen, du brauchst echt einen neuen Freund, wenn du schon am Bett eines fast Ertrunkenen an so etwas denkst ...*

Die Hauptsache war schließlich, dass es ihm offenbar besser ging. Alles andere spielte überhaupt keine Rolle, richtig? Mein

Blick fiel auf seine rechte Hand, die unter der Bettdecke hervorschaute. Am Zeigefinger steckte ein großer goldener Ring. War der etwa echt? Statt eines Edelsteins zierte das Schmuckstück eine ovale Scheibe aus Gold mit feinen eingravierten Mustern.

Gerade als ich sie genauer betrachten wollte, hörte ich den Surfer leise aufseufzen. Ich zuckte zurück. Seine Lider flatterten, öffneten sich – und dann blickte ich ihm in die Augen. Sie waren grün. Kein Grasgrün, eher ein Graugrün, aber eine ganz unglaubliche, strahlende Farbe. Wie der Atlantik im Sonnenschein.

*Aus so einem Meer müsste mich bestimmt niemand retten,* dachte ich versonnen.

Sein Blick schweifte zuerst ziellos in die Ferne, aber dann bemerkte er mich – und fuhr zusammen, als ob man ihm einen Elektroschock verpasst hätte.

»Hey, schon gut.« Ich versuchte, meiner Stimme einen beruhigenden Tonfall zu geben, und legte meine Hand leicht auf die Decken über seiner Brust. »Es ist alles okay. Du warst ein bisschen zu lange im Wasser, aber es ist noch mal gut gegangen. Der Arzt kommt gleich.«

»Nein!«, brachte er hervor. Gehetzt blickte er um sich, stieß meine Hand weg und versuchte, sich aufzurichten. »Nicht ... Arzt! Niemand!« Seine Stimme klang heiser, und er sprach mit einem Akzent, den ich nicht einordnen konnte.

»Komm, du musst jetzt ruhig liegen bleiben!«, bat ich. »Verstehst du nicht, das hätte echt übel ausgehen können ...« Doch er wehrte sich weiter, erstaunlich kräftig sogar, obwohl ihn sein Kampf mit den Wellen geschwächt haben musste. »Beruhige dich doch! Es ist alles in Ordnung!« Als ich schon dachte, er würde sich wirklich hochstemmen, verließ ihn die Kraft. Sein Atem ging schwerer und er sackte zurück auf das Kissen. »Alles

okay. Nur keine Panik«, murmelte ich. »Wir holen einen Arzt, der weiß, was zu tun ist.«

»Nein ...« Seine Stimme war nur noch ein Flüstern. Seine Augenlider zitterten, als würde er gleich wieder bewusstlos werden. Aber er kämpfte dagegen an – und plötzlich packte er meine Hand. Er umklammerte sie in einem geradezu eisernen Griff. Ganz dicht heran zog er mich, sodass ich seine unglaublichen seegrünen Augen besser sehen konnte, als mir lieb war. »Niemand ... holen!« Noch nie hatte ich einen Tonfall gehört, der so dringlich und verzweifelt ernst war. »Niemand. *Niemand*. Sie ... finden mich. Sie töten mich. Und ... dich auch ...«

Dann kippte sein Kopf zur Seite und er war wieder bewusstlos. Doch seine Finger umklammerten noch immer meine Hand. Ich hatte Mühe, sie zu befreien.

Oh Mann. Was war hier eigentlich los?

## *Kapitel 3*

Als ich ins Wohnzimmer der Bernhardts kam, blickten mir die beiden alten Damen erwartungsvoll entgegen.

»Äh ... Er war kurz wach und hat gesprochen«, machte ich pflichtgetreu Meldung. »Dann wurde er wieder bewusstlos. Atem aber ruhig ... und sieht auch aufgetaut aus.«

»Oh, das ist gut. Sehr gut!« Helen lächelte und bot mir einen Platz auf der Couch an. Ihr Gesicht erinnerte mich immer an einen gut gereiften Apfel – von der Seeluft gerötete runde Wangen und unzählige Fältchen, dazu scharfe, dunkle Augen, die hinter einer Brille mit Goldgestell hervorblitzten. Ihre Kleidung war jeder Zoll englische Lady vom Lande, stilvoll, aber praktisch: Über der geblühten Bluse trug sie eine dunkelgrüne Wolljacke, passend zum gleichfarbigen knielangen Rock, und feste, vernünftige Lederschuhe, mit denen man vermutlich stundenlang über die Klippen stapfen konnte. Ihre weißgrauen Haare waren zu einem strengen Dutt hochgesteckt. Keine Strähne zitterte, als sie ihrer Schwester auffordernd zunickte. »Hildy, einen Becher Tee, na los ...«

»Ich glaub, das kriegt er noch nicht hin ...«, murmelte ich und setzte mich.

»Nicht für ihn, Schätzchen, für dich!«

Die jüngere Bernhardt-Schwester kicherte und drückte mir

einen riesigen, dampfenden Becher mit verwaschenem *Arielle die Meerjungfrau*-Aufdruck in die Hand. Dahinter ließ sich mein belämmertes Gesichtsausdruck wunderbar verstecken.

»Beim Notruf spielen sie die ganze Zeit so eine dumme Musik ab und bitten um etwas Geduld«, seufzte Hildy und schob die Zuckerdose zu mir herüber. »Ist das zu fassen? Man stelle sich vor, wir hätten jemanden mit Herzinfarkt hier!«

Sie sah ihrer Schwester im Gesicht unglaublich ähnlich, doch ihr Outfit war eindeutig weniger Laura Ashley als vielmehr Vivienne Westwood: Über einer verwaschenen himmelblauen Batik-Tunika und neongrünen Leggings saß eine kurze Jacke in Hot Pink. An den Füßen trug sie Filzlatschen in Lila und Gold, um den Hals mehrere bunte Perlenketten. Auf ihrer Nase thronte eine riesige Brille mit violett getönten Gläsern, was ihr den Ausdruck eines leicht zugeröhnten Uhus verschaffte, und in ihren grauen Haaren, die zu zwei flotten Knoten gezwirbelt waren, entdeckte ich lila Strähnchen. Schon als Kind hatte ich gestaunt über ihre Aufmachung, die so gar nicht in das Cornwall-Postkartenidyll passte – und erst recht nicht zu der stilbewussten Helen. Doch trotz des unterschiedlichen Kleidungsgeschmacks waren die beiden Schwestern ein Herz und eine Seele.

Dementsprechend sprang Helen auch jetzt Hildy bei. »Recht hast du! Ich frage mich, wofür wir jedes Jahr höhere Steuern zahlen, wenn am Ende so was dabei herauskommt!«, sagte sie kopfschüttelnd. »Tja, da heißt es wohl erst einmal abwarten und Tee trinken, was, Kindchen?«

»Vielleicht ist das ja auch besser so«, erwiderte ich, hinter meinem Becher verschanzt.

Hildy warf mir einen neugierigen Eulenberg über den Rand ihrer violetten Brille zu. »Du meine Güte, Liebes, was soll denn das bedeuten?«

»Na ja ...« Ich zog den Morgenmantel enger um mich. »Es war voll schräg. Kaum wach, ist der Typ total abgedreht. Vor allem, als er hörte, dass wir einen Arzt rufen. Er will keinen Arzt, es soll überhaupt niemand kommen. Er hat gesagt ...« Ich holte kurz Luft. »Er hat gesagt, man würde ihn sonst töten. Und mich auch.«

Die Schwestern wechselten einen Blick.

»Was noch?«, wollte Hildy wissen.

»Nichts weiter, dann war er wieder weg«, erklärte ich. »Aber ich glaube nicht, dass er von hier ist. Vielleicht nicht mal aus Großbritannien. Er spricht mit Akzent und hat nach Worten gesucht, Grammatikfehler gemacht. Englisch ist bestimmt nicht seine Muttersprache.«

»Hm ...« Helen nahm einen Schluck aus ihrem eigenen Riesenebecher, der in knalligem Blau-Schwarz-Grün die Aufschrift »*Jambo!*« trug.

Einen Moment lang herrschte Stille. Ich gebe zu, ihre Reaktion überraschte mich. Sollten alte Damen bei Todesdrohungen unter ihrem eigenen Dach nicht vielleicht etwas ... was weiß ich, besorgter reagieren? Doch wenn ich das Funkeln in ihren Augen richtig deutete, war da eher Abenteuerlust als Angst.

»Drogen«, verkündete Hildy schließlich dramatisch. »Es könnte mit Drogen zu tun haben.«

»Ein Dealer mit Surfbrett?« Helen warf ihr einen spöttischen Blick zu. »Wir sind doch nicht in Kalifornien!« Dann wandte sie sich an mich. »Was meinst du denn?«

Ich pustete in meine Riesentasse und sagte: »Was macht ein Krimineller auf einem Surfbrett vor Cornwalls Küste? Noch dazu in einem Sturm? Die werden ja wohl auch den Wetterbericht hören ...« Ich nahm einen Schluck Tee und überlegte. »Also, ich glaube, er ist ein Flüchtling. Ein Illegaler. Er war

draußen auf einem Boot, und dann haben ihn die Schlepper auf dem Brett ausgesetzt, damit er an Land kommt. Vielleicht waren da noch mehr.«

Helen runzelte die Stirn. »Aber wovor hat er solche Angst?«

»Wahrscheinlich vor der Polizei hier«, vermutete ich. »Wer weiß, was die ihm erzählt haben.«

Hildy warf ein Stück Zucker in ihren gigantischen *Winnie-Puh*-Becher und nickte verständig. »Schön und gut. Was machen wir denn jetzt?«

»Egal, was er sagt, er muss doch untersucht werden, oder?«, fragte ich unsicher. »Vielleicht sollten wir ihn direkt ins Krankenhaus bringen?« Ich fühlte mich ziemlich hilflos. Wäre doch bloß meine Mutter hier!

Die ältere Bernhardt-Schwester warf der jüngeren einen verschwörerischen Blick zu. »Wir könnten deinen Verehrer holen.«

»Colin ist nicht mein Verehrer!«, zischte Hildy empört, schob aber sogleich hinterher: »Du hast recht, das könnten wir. Bei dem läuft bestimmt keine Warteschleife ...« Eifrig verschwand sie in Richtung Telefon, begleitet vom Klickern ihrer zahlreichen Perlenketten.

»Dr. Wilkes ist ein alter Freund aus St. Ives«, erklärte mir ihre Schwester augenzwinkernd. »Er ist Arzt. Oder war es. Seine Praxis hat er vor gut zehn Jahren aufgegeben, aber so was verlernt man ja nicht, denke ich. Wenn wir ihn bitten – oder wenn Hildy ihn bittet«, sie schmunzelte, »kommt er bestimmt sofort und schaut sich dein Strandgut an. Und er kann den Mund halten.«

Ich stellte den *Arielle*-Becher ab und lehnte mich erschöpft in die Kissen der Couch zurück. »Hauptsache, das ›Strandgut‹ wacht während der Untersuchung nicht auf. Dann garantiere ich für nichts ...«

Mir fielen die Augen zu, und ich schüttelte mich kurz, um

wach zu bleiben. Aber Helen tätschelte mir beruhigend den Arm. »Mach du ruhig ein Nickerchen, Kindchen. Du hast für heute genug getan.«

Und das klang plötzlich nach einer richtig guten Idee.



Es war eine tiefe Stimme mit unverkennbar cornischem Akzent, die mich weckte. Sie klang, als ob sich ein freundlicher Pirat an Land verirrt hatte.

»Kein Wunder, dass ihr beim Notruf nicht durchgekommen seid, meine Lieben«, tönte es aus dem Flur. »Der Sturm letzte Nacht war wohl schlimmer als erwartet. Hat im Süden einen Haufen Dächer abgedeckt und Unfälle verursacht. Und auf See erst! Wie ich gehört habe, wird mindestens ein halbes Dutzend Boote vermisst. Zwei sind bei den Scillies Leck geschlagen und gesunken. Zum Glück keine Toten – bisher ...«

Ich zwang mich, die Augen zu öffnen. Das Licht, das in das kleine, zugestellte Wohnzimmer der Bernhardts fiel, hatte sich verändert. Es musste bereits früher Abend sein. Oh Mann, ich war wirklich auf der Couch eingeschlafen! Jemand hatte mich fürsorglich mit einem hellblau gemusterten Quilt zugedeckt. Ich richtete mich auf und zupfte hastig den verrutschten Morgenmantel zurecht.

»Jetzt vielleicht doch ein Tässchen, Colin?« Hildy lugte um die Ecke. »Oh Liebes, du bist ja wach! Kommt, dann setzen wir uns zu dir. Colin, das ist Ella Keane. Ella – Dr. Wilkes.«

Ein grauhaariger Herr betrat das Wohnzimmer, angeführt von den Bernhardts. Ich versuchte, nicht daran zu denken, wie zerrupft ich aussehen musste, mal ganz abgesehen von meinem schrägen Asia-Look. Dr. Wilkes begrüßte mich förmlich

mit *How do you do?*. Ganz Gentleman der alten Schule. Dazu passte auch der leicht verstaubt wirkende dunkelbraune Dreiteiler, den er trug. »Dir verdankt der Junge da oben also sein Leben, ja?«, sagte er. »Keine Widerrede, so ist es. Schließlich konnte ich mich gerade selbst von seinem Zustand überzeugen. Aber einen Schutzengel hattest du auch, das weißt du, oder?«

Ich murmelte etwas und bemühte mich, den festen Händedruck des Doktors zu erwidern. Er hatte ein zerfurchtes, wettergegerbtes und sehr freundliches Gesicht, das mehr nach einem Kapitän als einem Arzt im Ruhestand aussah. Dann wurde er auch schon in den Sessel neben mir beordert und bekam ebenfalls einen Becher Tee. Darauf prangte ein grünes Cartoon-Krokodil nebst der Aufschrift »*No worries, mate!*«.

»Nun erzähl aber endlich.« Hildys Stimme unterbrach meine Gedanken. »Wie geht es unserem Gast? Du sprachst von einem Rätsel?«

»Wenn es nur eins wäre ...« Dr. Wilkes blickte nachdenklich in die Runde. »Ihr wisst nichts weiter über ihn? Wo er herkommt?« Dabei sah er mich an.

Ich schüttelte den Kopf. »Er war nur kurz bei Bewusstsein. Hatte Angst vor irgendjemandem.«

»Ella vermutet, dass er ein illegaler Flüchtling ist«, schaltete sich Helen ein und reichte einen Keksteller herum. Ich merkte, wie leer mein Magen war, und griff mir gleich eine Handvoll Custard Creams – schon etwas pappig, aber trotzdem lecker.

»Schätzchen, das weißt du ja noch nicht, aber wir haben in der Zwischenzeit seine Sachen ein bisschen unter die Lupe genommen.« Hildy zwinkerte mir verschwörerisch durch die lila Gläser ihrer Brille zu.

»Und nichts gefunden«, bremste ihre Schwester die Dramatik aus. »Keine Papiere, kein Handy oder Geld, nichts.«

»Da ist dieser Ring ...«, fiel mir ein.

Beide nickten zustimmend.

»Massives Gold, dürfte ziemlich wertvoll sein. Sehr feine Arbeit«, meinte Helen mit Kennermiene. »Wirkt wie nach einem antiken Vorbild angefertigt. Aber der Stil sagt uns nichts. Keine Ahnung, aus welchem Kulturkreis der stammen könnte. Falls also Name und Adresse nicht innen eingraviert sind, hilft er uns auch nicht weiter.«

»Übrigens waren keinerlei Etiketten an der Kleidung«, ergänzte Hildy. »Der Stoff ist ausgesprochen hochwertig, soweit man das noch sagen kann. Und alles handgefertigt, schätzen wir.«

»Dann ist er entweder sehr reich«, ich schluckte hastig den Custard Cream hinunter, den ich noch im Mund hatte, »oder er kommt von *echt* weit her. Ich meine, in welchem Land zieht man sich heute noch so an?«

Nachdenkliche Blicke waren die Antwort.

»Aber entschuldigen Sie, wie geht es ihm denn nun?«, wandte ich mich an Dr. Wilkes und dachte an das Rätsel, das Hildy erwähnt hatte.

Der pensionierte Arzt räusperte sich. »Also, soweit ich das sagen kann, geht es ihm nicht schlecht. Genauer kann ich das erst beurteilen, wenn er wach ist, aber fürs Erste wirkt sein Zustand stabil. Und damit beginnt der weniger klare Teil meiner Anamnese.« Jetzt blickte er mich an. »Er ist erkennbar dehydriert, hat schätzungsweise seit zwei Tagen nichts getrunken. Ich habe einen Tropf mit Elektrolytlösung für ihn improvisiert, den müsstet ihr in etwa zwei Stunden erneuern.«

»Das kann ich machen«, bot ich an. Damit kannte ich mich immerhin aus, dank Mama.

Dr. Wilkes nickte anerkennend und fuhr fort: »Außerdem

habe ich Sonnenbrand festgestellt, vor allem an Nacken, Unterarmen, Waden und Handrücken. Eben alle Stellen, die nicht mit Kleidung bedeckt und exponiert waren, wenn er bäuchlings auf dem Surfbrett lag. Das kann er sich nicht gestern geholt haben, bei dem Sturm. Aber vorgestern hatten wir einen wolkenlosen Himmel. Von daher müsste er tatsächlich seit zwei Tagen auf dem Meer gewesen sein.« Die Worte des Arztes klangen bedächtig, als ob er mit sich selbst spräche. »Das ist allerdings höchst unwahrscheinlich – bei diesen Temperaturen, ohne entsprechende Ausrüstung ... Ein Freund bei der Navy hat mir einmal gesagt: Im Atlantik ist die Rettungsweste vor allem dazu da, damit deine Leiche nicht untergeht.«

»Er hatte dieses echt coole Surfbrett«, warf ich ein. »Das dürfte seinen Körper komplett über Wasser gehalten haben.«

Der Nicht-Verehrer von Hildy Bernhardt wiegte den Kopf hin und her. »Das könnte der Grund dafür sein, warum er nur unterkühlt und nicht tot ist. Aber noch etwas ist mir aufgefallen: seine Haut. Nicht mitgenommen genug für zwei Tage im Salzwasser.«

»Apropos Haut«, hakte Helen nach.

»Das hast du auch gesehen, ja?« Dr. Wilkes' Gesicht wirkte jetzt sehr ernst.

»Als wir ihm die Wärmflaschen ins Bett gepackt haben«, nickte Helen, und ihre Schwester nickte ebenfalls, wobei die wilden lila-grauen Haarknoten auf ihrem Kopf bedenklich wackelten.

*Haben die drei auch dieses Glühen auf der Brust bemerkt?* fragte ich mich im Stillen. Laut sagte ich nichts, um mich nicht lächerlich zu machen.

»Er hat frische Abschürfungen an den Hand- und Fußgelenken, dazu einige schwere Hämatome im Rippenbereich«,

erklärte Dr. Wilkes an mich gewandt. »Hildy hat mir berichtet, dass du ihn von Gurten befreien musstest? Könnten die Spuren daher stammen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Äh ... glaub ich kaum. Die waren zwar am Oberkörper befestigt, aber mehr so an Schulter und Hüfte. Arme und Beine konnte er frei bewegen.«

Der Arzt seufzte, als ob er meine Antwort befürchtet hatte. Es fiel ihm sichtlich schwer fortzufahren. »Da sind auch noch diese anderen ... Spuren. Hautirritationen, ziemlich schwere. Etwa drei Zentimeter Durchmesser jeweils – und ein eigenartiges Muster. Wie ein Stern mit Strahlenkranz. Je einer unter dem rechten und linken Schlüsselbein, neben den Nackenwirbeln und je einmal an der Innenseite der Unterarme.« Er rieb sich mit der Hand über die Augen. »Ich kann nicht sagen, was das verursacht hat. Eine Verbrennung oder Verätzung? Am ehesten erinnert es mich an einen Quallenstich. Aber einen verdammt ernstesten. Ich ... als ich damals in Brisbane gearbeitet habe, brachten sie ein Kind zu uns ins Krankenhaus, das beim Baden an eine dieser hochgiftigen Würfelquallen geraten war. Es hat überlebt, aber seine Schreie werde ich nie vergessen. Das hier sieht fast so ähnlich aus. Er ist ja im Meer getrieben ...« Dr. Wilkes schwieg einen Moment. »Aber wir sind nicht in Australien, sondern in Cornwall. Und dann diese präzise Verteilung? Nein. Das ist nicht beim Schwimmen passiert. Und auch nicht zufällig.«

Während seiner Worte war eine dumpfe Unruhe in mir aufgestiegen. Mit belegter Stimme fragte ich: »Was wollen Sie damit sagen?«

Er warf mir einen langen Blick aus seinen auf einmal sehr müde wirkenden Augen zu. »Ich bin nur ein einfacher Landarzt. Na ja, war es. Mit solchen Dingen habe ich keine Erfah-

nung. Aber wenn ich etwas aus meinen Beobachtungen schließen soll ...« Er holte tief Luft. »Ich denke, dieser Junge wurde längere Zeit gefangen gehalten. Man hat ihn misshandelt. Vielleicht gefoltert. Und dann ... ist er entkommen.«



Das Mondlicht schimmerte durch die Gardinen. Die Bernhardt-Schwestern hatten mich kurzerhand in ihrem zweiten Gästezimmer einquartiert, wogegen ich nur schwach protestiert hatte. Nun lag ich seit bestimmt schon einer Stunde in einem unglaublich weichen Bett unter warmen, leicht nach Lavendel duftenden Decken, war wahnsinnig müde und bekam trotzdem kein Auge zu. Was genau war heute eigentlich passiert? Ich hatte jemanden aus dem Wasser gezogen. So viel stand fest. Nur war dieser Jemand kein Surf-Freak, der sich selbst über- und die Wellen unterschätzt hatte. Nein, dieser Jemand hatte Todesangst und, wenn Dr. Wilkes mit seinen Vermutungen richtiglag, auch allen Grund dazu. Was aber sollten wir jetzt machen? Es kam mir schrecklich unfair vor, dass ich die Bernhardts unwissentlich in etwas hineingezogen hatte, das vielleicht richtig gefährlich werden konnte. Obwohl ich mittlerweile den leisen Verdacht hegte, dass Hildy und Helen von allen noch am besten mit dieser seltsamen Situation klar kamen. Sie wirkten geradezu abenteuerlustig, wenn es um das Geheimnis des Gestrandeten ging.

Ich dachte an die ungewöhnlichen Souvenirs und Fotos, mit denen das Cottage vollgestopft war und die ich schon als Kind bestaunt hatte. Eine Aufnahme zeigte die Schwestern auf einem eisbedeckten Gipfel, noch sehr jung und in unpraktischer altmodischer Ausrüstung. Daneben hing ein manns-

hohes Indio-Blasrohr mit passendem Pfeilköcher an der Wand. Auf einem gerahmten Zeitungsausschnitt sah man Hildy und Helen in Badeanzügen aus dem vorigen Jahrtausend, erschöpft und glücklich in die Kamera grinsend – nachdem sie, laut Bildunterschrift, den Ärmelkanal durchschwommen hatten. Dann ein Regalbrett voll afrikanischer Masken, die wie Monsterfratzen aussahen. Eine Aufnahme von Hildy und Helen auf Safari, jede mit einem Gewehr in der Hand. Und so weiter und so fort. Ja, all diese Schätze waren mir lange vertraut. Ich hatte sie betrachtet wie die Requisiten eines Theaterstücks. Doch langsam dämmerte mir etwas: Sollten die Abenteuergeschichten, die die Bernhardts uns Kindern erzählt hatten, in Wahrheit Anekdoten aus ihrem eigenen Leben gewesen sein?

*Wenn auch nur die Hälfte davon stimmt, haben die beiden mehr hinter sich, als du jemals erleben wirst,* kommentierte meine innere Stimme trocken. Ich musste ihr seufzend recht geben.

Natürlich wollten meine Gastgeberinnen auch nichts von Dr. Wilkes' Vorschlag hören, unser »Strandgut« doch in ein Krankenhaus zu bringen – oder, noch besser, zur Polizei. Jedenfalls nicht, bevor er aufwachte und erklärte, was er mit seiner Warnung gemeint hatte. Das machte Helen mit resolutem Tonfall klar, Hildy mit einem betörenden Blick aus lila Eulenaugen. Und so hatte Dr. Wilkes zwar zweifelnd den Kopf geschüttelt, aber vorerst Stillschweigen versprochen. Ein bisschen beruhigte ihn meine Versicherung, dass wir beim kleinsten konkreten Verdacht den Behörden Bescheid geben würden. Und dass in einer Woche meine Mutter zu uns stoßen würde, die weiß Gott schon Erfahrungen mit traumatisierten Menschen gemacht hatte. Vielleicht konnte sie uns sogar sagen, welche Sprache der Fremde sprach und aus welchem Land er kam. Dass sie

auch erst deutlich später hier in Greycove ankommen könnte, daran wollte ich lieber nicht denken ...

Fürs Erste jedenfalls wohnten wir alle unter einem Dach: zwei mehr als rüstige Rentnerinnen, eine überforderte Abiturientin und ein mysteriöser Fremder.

*Ein großer, dunkelhaariger und gut aussehender Fremder. Der Klassiker!*, flüsterte mir meine innere Stimme spöttisch zu. *Und diese Augen! Beschwer dich bloß nicht.*

Ich verpasste ihr innerlich eine Kopfnuss.

Ach ja: Und dann war da noch ein Riesenhund, der den Nachmittag getrennt von seinem Teilzeit-Frauchen im Garten der Bernhardts verbringen musste, dort die Hälfte ihrer gepflegten Rasenfläche aufgebuddelt hatte und jetzt schnarchend auf dem weiß lackierten Dielenboden vor meinem Bett schlief.

Ich versuchte, Ordnung in mein wirres Gedankenkarussell zu bringen. Und mich zu beruhigen. War es wirklich denkbar, dass jemand den neuen Hausgast der Bernhardts umbringen wollte? Und dazu jeden, der ihm half? Hatte ich uns alle in Todesgefahr gebracht? Nein, das erschien mir selbst im Dunkel der Nacht zu unwirklich.

Moment mal. Hatte da nicht die Treppe geknarrt?

Ich hielt den Atem an. Zehn Sekunden, zwanzig.

Nichts.

Langsam atmete ich wieder aus.

*Toll, Ella, man braucht dir keine Angst zu machen, das erleidigst du schon ganz alleine*, schimpfte es in mir.

Dann klappte irgendwo eine Tür.

Ich schoss aus meinem Bett hoch. Mein Herz klopfte wie wild. War jemand außer uns im Haus? Snowflake, der Wunderhund, hob träge den Kopf und gähnte mich an. Das entspannte mich trotz allem etwas. Zwar hatte ich noch nie Gelegenheit

gehabt, es zu überprüfen, war aber überzeugt, dass mich dieses Vieh im Ernstfall verteidigen würde. Ich zog Snowflake am Halsband hoch und zwang ihn, mit mir das Zimmer zu verlassen. Angestrengt lauschte ich, hörte aber keinen Laut bis auf das leise Ticken der Regency-Uhr, die unten auf dem Kaminsims stand. Mein Blick fiel auf die Tür zum anderen Gästezimmer. Sie stand offen. Und ich begriff: Es war niemand gekommen und ins Haus eingedrungen. *Jemand war gegangen.*

Wenige Schritte über den Flur und mein Verdacht war bestätigt: Das Krankenbett war leer. Von Dr. Wilkes' Tropf-Konstruktion baumelte verlassen der Schlauch mit der Infusionsnadel herab. Unser Gast hatte sich aus dem Staub gemacht.

Einen Augenblick später stand ich vor dem Haus der Bernhards, bekleidet nur mit der wunderbaren Hongkong-Robe und einem Paar pinker Crocs, die ich neben der Tür gefunden hatte. Snowflake kratzte von innen am Holz und winselte flehend.

»Nichts da, du bleibst hier!«, zischte ich ihm zu. »Du gehst mir noch verloren!«

Dann drehte ich mich um und rannte durch den Garten hinaus in die Nacht. Das Mondlicht sorgte für harte, tiefschwarze Schatten. Ich blickte mich suchend um. Von Dr. Wilkes' Patienten keine Spur. Wohin war er gegangen? Zur Straße? Zu den Klippen? Ich wandte mich Richtung Strand und rannte den Trampelpfad entlang, den ich erst am Nachmittag, also vor einer halben Ewigkeit, entlanggekeucht war. Nichts und niemand war zu sehen. Sollte ich rufen? Nein. Wenn er merkte, dass er verfolgt wurde, würde er vielleicht in Panik geraten. Ihn einfach gehen zu lassen, kam mir nicht in den Sinn – schließlich war er in Schwierigkeiten, und ich fühlte mich für ihn verantwortlich.

Ich brauchte einen Aussichtspunkt, von dem ich das Gelände überblicken konnte. Also stolperte ich hügelan, zu den Klippen, die diese Seite der Bucht überragten und von denen man sowohl den Strand als auch die Wiesen rund um das Haus der Bernhards einsehen konnte. Ich erreichte die Kuppe und sah mich um. Auf der Festlandseite konnte ich keine Bewegung entdecken. Mit den Augen suchte ich den Weg ab, der tief unter mir in schmalen Windungen zum Strand führte. Der dunkle Fleck dort – war das ein Mensch? Ich machte einen Schritt in Richtung der Felskante und beugte mich vor.

Ohne Vorwarnung gab der Boden unter meinen Füßen nach. Erde und Gesteinsbrocken stürzten die Steilwand hinab – und ich mit ihnen. Trotz des Schocks warf ich mich instinktiv im Fallen herum und schlug mit dem Oberkörper auf einem Vorsprung auf. Ich bekam eine Wurzel zu fassen und klammerte mich daran. Verzweifelt tastete ich mit den Füßen nach einem stabilen Halt, doch die Masse aus Erde und Geröll rutschte immer wieder unter mir weg. Vom Strand schallte das Geräusch aufschlagender Steine zu mir hinauf.

Vermutlich hatte ich schon aufgeschrien, als ich den Halt verlor, aber jetzt schrie ich erst recht: »Hilfe! Hört mich jemand?«

Doch wer sollte mich hören? Unser Flüchtling? Der war bestimmt längst über alle Berge. Die Bernhards vielleicht? Oder Snowflake? *Dämlich, dämlich, dämlich!*, hämmerte es in meinem Kopf. Jedes Kind wusste, dass man hier nicht zu nah an die Steilkante treten durfte.

Unverhofft fand mein rechter Fuß Halt – einen Sekundenbruchteil lang, dann brach mein Trittstein aus der Wand und stürzte ebenfalls in die Tiefe. Ich klammerte mich verbissen an die Wurzel. Wenn ich mich etwas hochziehen konnte ... die Kante war nur zwei Handbreit über mir ... Aber selbst das Fest-

halten wollte mir kaum noch gelingen. Meine Armmuskeln schmerzten bereits vor Anstrengung und meine Füße traten nur noch mehr lose Erde aus der Wand. Schon merkte ich, wie die Wurzel meinen tauben Fingern entglitt – da spürte ich einen festen Griff um mein Handgelenk.